

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 45

Sonntag, den 22. November 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 22. November. Cecilia
Montag, 23. Clemens
Dienstag, 24. Johann v. Kreuz
Mittwoch, 25. Katharina

Donnerstag, 26. Konrad v. R.
Freitag, 27. Hiltildis
Samstag, 28. Eosthenis

„Ich weine nicht!“

Ein Abschied

Ein bunt Gewog drängt auf dem Bahnsteig sich;
Doch wie das Wort auch hin und wider fliegt
Kein wildes Hasten rings, kein wüßes Gelärm
Ein heil'ger Ernst auf allen Stirnen liegt,
Mit ehrfürchtigem Schauern jeder spürt,
Dah eine große Zeit die Schwingen rührt

An einem Abteil dritter Klasse lehnt
Ein Landwehrmann, dem gütig das Gesicht
Vor seinem Ausmarsch in den blut'gen Kampf
Heut' unversehn gegönnt sein letztes Glück,
Ein schmerzdurchglühtes Glück, da Weib und Kind
Nur für Minuten noch sein eigen sind.

Sie stehen zögernd an der offenen Tür,
So hold die junge Frau, so mairanzart
Und süß das blondumlochte Töchterlein,
Wie es die Hand streckt nach des Vaters Bart
Und, schmiegend sich an seine Wange dicht,
Mit mattem Lächeln haucht: „Ich weine nicht!“

Die Pfeife schrillt, die Kleine fährt empor,
Das liebliche Gesichtchen krampfhaft zuckt,
Die Tränen schießen in die Wimper jäh.
Doch tapfer sich beherrschend, schluckt und schluckt,
Lautlos das Kind, und leise zitternd spricht
Die bleiche Lippe nur: „Ich weine nicht!“

Die Tür schlägt zu, die Räder ziehen an,
Da tönt vom Fenster her ein lauter Schrei
So mark- und beindurchdringend, fast als ob's
Der Schmerzensruf der vielen Tausend sei,
Die aus des Friedens Glück die bittre Not
Von Haus und Hof gerissen in den Tod. —

Die deutschen Fahnen wehn, der schwarze Kar
Fliegt unserm Meer voran von Schlacht zu Schlacht,
Von Sieg zu Sieg — ein Herz, — ein Pulsschlag nur
Das ganze weite Land — doch oft in stiller Nacht
Seh' wieder ich des Kindes bleich Gesicht,
Hör' schmerzdurchbebt das Wort: „Ich weine nicht!“

Münster. Antonie Jüngst.

Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 24, 15—35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Greuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte sehen sehet, — wer das liest, der verstehe es wohl! — dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwängern und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbate geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist noch fernher sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann jemand zu euch sagt: Siehe, hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, in Irrtum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste! so gehet nicht hinaus; siehe, er ist in den Kammern! so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet, ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Haas ist, da versam-

meln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde weheklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden mit großem Schalle, und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernt das Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorge wachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch, wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist. Wahrlich, sage ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Furchtbares Schicksal, das der Heiland hier Jerusalem vorhergesagt, dieser in vieler Beziehung ganz eigenartigen Stadt. Von manchen berühmten Städten berichten die Blätter der Geschichte, und ihr Schicksal greift mächtig in die Saiten unseres Herzens; bei keiner aber so wie bei Jerusalem, denn keine ist so verknüpft mit unserem christlichen Denken und Fühlen, keine redet in so mächtiger Sprache zu den Christen aller Zeiten.

Schon früh trat Jerusalem in die Heilsgeschichte ein. Vielleicht ist es gar identisch mit Salem, dessen König Melchisedech in Abrahams Geschichte Erwähnung findet. Eine Stadt der Jebusiter fiel Jerusalem dem Volke Israel als mit dem Schwert erlämpftes Erbe zu, da es Kanaan, das gelobte Land, auf Gottes Geheiß zu seinem Wohnsitz wählte. Auf Sion baute später David den Königspalast und gab der Stadt ihr „Herz“, die bis dahin in Mariatharine aufgestellte Bundeslade. Er schon trug sich mit dem Gedanken, auf Sion ein Prachtheiligtum zu errichten, anstatt der zu Gabaon aufgeschlagenen Stützhütte; aber nur die Bausumme durfte er sammeln, die Ausführung seines Herzenswunsches verblieb — eine Strafe für seine Vergehen — seinem Nachfolger und Sohne Salomon. Dieser erbaute auf Moria den berühmten Tempel, dem Jerusalem erst seine Weltbedeutung verdankte. 7 Jahre wurde an seiner Herstellung und Ausschmückung gearbeitet, fremde Völker mußten Gold und Zedern spenden, und die 14 Tage dauernden Einweihungsfeierlichkeiten schwanden nie aus der Erinnerung des Volkes. Gott versicherte Israel seiner Huld und Gnade und erfüllte zum Wahrzeichen das Heiligtum, wie ehemals bei Moses, mit einer Wolke, Salomon aber sonnte sich in der Gunst und Liebe des Volkes. Aber siehe, Salomon, dieser „weise und gerechte König“, der von Gott so hochbegnadet war, der Verfasser von Werken, die noch heute das Entzücken der christlichen und jüdischen Welt bedeuten, des Hohenliedes, worin er „mit jugendzarter Innigkeit das Liebesleben zwischen Gott und der Menschenseele“ geschildert hat, des Buches der Weisheit, das ABC auch der christlichen Weisheit, vielleicht auch des Buches Job mit seiner ergreifenden Schilderung auch christlichen Duldens und Gottvertrauens — dieser Salomon lebte in seinem Königspalast — viermal so groß wie der Tempel — in verschwenderischer Pracht und alles Maß übersteigender Leppigkeit, bedrückte von Jerusalem aus sein Volk mit Trohnlasten und Steuern und noch schlimmer: auf einer Höhe des Delberges — noch heute „Berg des Aergernisses“ genannt — errichtete er heidnischen Frauen zuliebe Chamos, dem Götzen der Moabiter, einen Tempel, verehrte den Moloch und die Astarte. Salomon, der Sohn Davids und Vollstrecker seines hl. Testaments, Salomon, der Schüler des Propheten Nathan, aber auch der Sohn der Hethiterin Bethsabea, der Gemahl einer Ägypterin und Liebhaber heidnischer Frauen, starb, ohne daß wir mit Sicherheit wissen, ob er sich noch bekehrte; nur die Bemerkung der hl. Schrift, daß er „zu seinen Vätern entschlief“, berechtigt uns zu einiger Hoffnung.

„Friedensliebend“ ist die Bedeutung des Namens Jerusalem, aber in Wirklichkeit war es gar oft die Stätte des Kampfes, des Hasses und der vollkommenen Verwüstung. Von Waffenlärm hallte es wieder, als Joab, der König des Reiches Israel, das den Nachkommen Salomons treugebliebene Reich Juda befehlete, als 590—88 v. Chr. die Babylonier die Stadt bis auf die Mauern zerstörten. Jeremias stimmte die Totenklage an, so herzerreißend, wie sie die Literatur keines Volkes mehr kennt. Zwar entstand 516 unter dem Fürsten Serubabel und dem Hohenpriester Josua ein neues Heiligtum, der zweite jüdische Tempel, aber so armlich im Vergleich zum Salomonischen, daß die Greise die Einweihung mit Seufzen und Weinen begleiteten.

Und wieder erschienen Horden in der hl. Stadt, die Syrer im Jahre 170 v. Chr. Blut war der geforderte Tribut und Gottes Absendung die Friedensbedingung: Auf dem Brandopferaltar ward ein Altar des Zeus Olympus errichtet, nachdem die vom syrischen König Antiochus bestellten würdelosen Hohenpriester Jason und Menelaos mit eigener Hand den Tempel entehrt und geplündert. Noch einmal raffte sich unter den Makkabäern das Judentum auf zu kraftvollem Kampf für das Heiligtum und die Religion seiner Väter; aber Neid und Bruderhaß beraubte das Volk der Früchte des Sieges. 63 v. Chr. eroberte der Römer Pompeius am Versöhnungstage den Tempel und bald darauf beraubte ihn Crassus um 42 Millionen Mark. Im Jahre 37 v. Chr. aber bemächtigte sich der Heidenjude Herodes der Große der Stadt und des Tempels. Er tauschte die Juden durch äußeren Glanz über ihr seelisches Unglück. Den Tempel erweiterte und verschönerte er, sodaß er prächtiger wurde, als der Salomonische gewesen. Einen Königspalast errichtete er, der seiner Prunkliebe und dem Ehrgeiz des Volkes entsprach, aber auch heidnische Bauten und Bräuche führte er ein: der Tempel auf Sion schaute auf ein heidnisches Theater. Jerusalems Glanz war „flitteriger Schein, zum Teil vom Heidentum erborgt.“

Noch einmal stiegen Gottes Engel hernieder auf die heiligsten Stätten, noch einmal hob sich Gottes segnende Hand, als der Heiland durch Jerusalems Straßen zum Tempel hinaufschritt. Aber die durch seinen Fuß von neuem geweihte und entsündigte Erde erfuhr die schändlichste Entweihung, da der göttliche Kreuzträger den Weg nach Golgatha nahm. Und wenige Jahre später brach die Vergeltung herein, furchtbarer fast noch als der Heiland es im heutigen Evangelium vorausgesagt. War es nicht reichlich verdient? Mußten nicht Ströme unschuldigen Blutes gerächt werden, die zum Himmel um Sühne schrien! Nicht nur Propheten hat diese unglückselige Stadt gemordet; „sie hat ihren Erlöser gekreuzigt: siehe, rings um die Stadt Hunderte von Kreuzen, an welche Titus die aus Verzweiflung aus der Stadt geflohenen Juden schlagen läßt. Sie hat unschuldiges Blut vergossen: siehe, das Blut ihrer Kinder fließt in Strömen durch die Straßen. Sie hat die Annahme des Brotes des Lebens verweigert: so weigert ihr der Himmel das tägliche Brot, und was das Schwert nicht mordet, mordet der Hunger. . . . Sie hat den Tempel entweicht: eben fährt zischend der Feuerbrand ins Innere des Heiligtums, ein Flammenmeer umwoht den Tempel und verzehrt ein grausenregendes Brandopfer, eine Helatombe von Menschen. Jerusalem ist nicht mehr, kein Stein mehr auf dem andern.“

Das also war das Ende dieser vor allen anderen ausgezeichneten Stadt? Nein, nicht das Ende, aber der Anfang vom Ende; was wir nun von Jerusalem hören, sind nur noch die Todeszuckungen eines ins Mark getroffenen Wesens: Jerusalem wurde wieder notdürftig aufgebaut, aber das Glück war aus seinen Mauern gewichen. Ungefähr 70 Jahre nach der Eroberung durch Titus fühlte es wieder die blutbesleckte Hand eines Tyrannen, des römischen Kaisers Hadrian, 614 ward es von den Persern zerstört, 637 von den Fluten des Islam (Omar) begraben, 1010 vom Kalifen Hakim zertrümmert, und seit 1517 ruht die türkische Faust auf seinem vor Gott unbeugbaren Nacken. Bis auf den heutigen Tag hat keine Stadt so wie Jerusalem das Wort des Herrn (Jf. 1, 24) erfahren: „Wehe, ich werde mich trösten an meinen Feinden und Rache nehmen an meinen Widersachern.“ „Kein Zweifel: die Stadt lebt nur noch von ihrer Vergangenheit. Der Schein von Größe und Bedeutung, den sie gewahrt, ist lediglich ein Reflex des Einst. Ihre ursprüngliche Rolle ist ausgespielt.“

Und das Schlimmste: Während heidnische Völker kamen vom Aufgang bis zum Niedergang und Platz fanden am Tische des Herrn, ward Jerusalem eine Enterbte. Zwar lehrten die vor der Belagerung durch Titus geschnittenen Christen in die Stadt zurück; aber das Blut des ersten Oberhirten von Jerusalem, des 63 n. Chr. gemordeten Jakobus des Jüngeren, ward nicht der „Same für neue Christen“. Sonst in der Welt trat das Christentum einen wahren Siegeslauf an, in Jerusalem wogten erbitterte Kämpfe zwischen Juden- und Christentum; und bald verbündeten sich, wie bei der Kreuzigung Christi, Juden und Heiden zu seiner Vernichtung: Hadrian ließ gar Golgatha überschütten, pflastern und durch einen Tempel der Venus entweihen. Zwar erbaute Konstantin im Verein mit seiner hl. Mutter Helena auf Golgatha eine Basilika, aber diese ward bald von den Persern zerstört und nach ihrem Wiederaufbau zum zweitenmale vom Kalifen Hakim. Zwar machte sich in den Kreuzzügen die gesamte abendländische Christenheit einmütig auf, Jerusalem das verlorene Kreuz wiederzubringen, eroberte unter Gottfried von Bouillon die Stadt und gründete hier das lateinische Kaiserthum und einen römisch-katholischen Patriarchensitz — aber schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts kämpfte die Kirche mit den griechischen Schismatikern um die geheiligten Stätten. Nur Missionäre konnten sich seitdem dort halten, einen römisch-katholischen Bischof aber hatte Jerusalem nicht mehr bis 1848. Die Sekten mit ihren zahlreichen Bischöfen führten in Jerusalem das Szepter, von 1842–81 befand sich sogar ein protestantischer „Bischof“ dort, der abwechselnd von England und Preußen ernannt wurde. Selbst den Platz am hl. Grabe muß sich die Kirche erkämpfen, auf dem Ölberg aber erhebt sich anmaßend frivol ein russischer Aussichtsturm. Wie sagte der Herr (4. Kön. 23, 27): „Ich will diese Stadt verwerfen, die ich

erwählt, Jerusalem und das Haus, von dem ich gesagt: Mein Name wird daselbst sein.“ —

Das ist die Geschichte und zugleich das Gericht Jerusalems, dieser herrlichsten unter den Fürstenstädten, zu der der Psalmist (163, 6) sein Herz in heiliger Begeisterung erhob: „Leben soll meine Zunge am Gaumen, wenn ich dein nicht gedenke, wenn ich nicht Jerusalem preise als meine höchste Freude.“ Jerusalem, zur Hauptstadt des Judentums und zur Geburtsstadt der Kirche bestimmt, und nun von Heiden und Abtrünnigen in Sklavenfesseln geschlagen! Diese einzigartige Stadt, die „lebt nur noch, weil sie für einen großen Teil der Menschheit den Wert einer ehrwürdigen, hochheiligen Reliquie, für einen kleineren einen hohen antiquarischen Wert hat. Sie lebt vom Almosen der Pilger der Welt. Sie lebt von dem Gebet und den Tränen, welche die Christen des Erdkreises auf ihrem Boden vergießen.“

Ein furchtbares Geschick, das sich in ähnlicher Weise an der ganzen Welt erfüllen wird, wenn sie in Jerusalems Fußstapfen tritt. Darum verbindet der göttliche Heiland Jerusalems Fall und Strafe mit dem Ende der Welt und dem Weltgericht. Beide bedeuten ja die Abrechnung mit einem abtrünnigen Geschlecht, beide sind verursacht durch eignes Verschulden der Menschen, sind Erweise der siegenden Macht und Gerechtigkeit Gottes. Aber für uns liegt weiter noch der Schreckenstag, so fern, daß er fast seine Schrecken verliert. Deshalb wird an uns eine dauernde Mahnung gerichtet, in der Entwicklungsgeschichte der Völker. Bei allen bemerken wir ein Kommen und Gehen der göttlichen Gnade, bei allen die Hand des Segnenden, aber auch des rächenden Gottes. Bei jenen Nationen vor allem, die, vom göttlichen Hirten gerufen, mit seinem Herzblut genährt, es sich zur Aufgabe setzten, seinen Namen zu schänden und sein menschen-erlösendes Werk zu vernichten; bei allen, für die der Prophet die Worte gesprochen: „Söhne habe ich erzogen, sie aber haben mich verachtet.“ Sie alle, die sich mit Christi Feinden verbünden, ichmieden die Waffen zum eigenen Verderben. Für sie alle muß kommen der Tag, da sich das Schriftwort (5. Mos. 32, 41) erfüllt: „Wenn ich mein Schwert schärfe wie der Blitz und wenn mein Hand greift zum Gericht, will ich Rache üben an meinen Feinden und denen, die mich hassten, vergelten.“ Schau nur hinaus auf die blutige Wastatt, wo sich ein furchtbares Schauspiel heute vor unsern entsetzten Augen entwickelt! Muß nicht auch schließlich der Heide, dem England und Frankreich ihr Heil anvertraut, seine Hände erheben gegen die, so ihn gerufen, und mit den Idealen des Kreuzes auch die zerichmettern, die unwürdig waren, im Schatten des Kreuzes zu wohnen! Heiden und Ungläubige waren für Jerusalem die Geißel in der Hand des vergeltenden Gottes, Heidentum und Islam könnten auch heute ein Werkzeug werden in der Hand des verhöhnenden Gottes. Und wenn so Gott selbst sich erhebt, die entarteten Söhne hochbegnadeter Völker zu schlagen; wenn nach dem furchtbaren Kriege Nationen und Reiche zertrümmert am Boden liegen, ist's nicht ein Vorspiel des gewaltigen Dramas am Ende der Welt, bei dem der göttliche Löser das unbrauchbar gewordene Geschick zer- schlägt!

„Nicht steht jetzt vor dem einzelnen nicht nur eine Mahnung, nicht nur ein Vorspiel, sondern die nackte, vollernste Wirklichkeit, steht nicht vor gar so vielen schon jetzt das Ende der Welt! Wo sich dem brechenden Auge die Sonne verfinstert, wo sich dem fallenden Krieger die Festen des Himmels erschauern, wo die Menschen verjähren vor Furcht und bangender Erwartung, wo die Völker der Erde wehklagen und der Engel des Todes die zitternde Seele dem harrenden Menschensohne entgegenführt! Dem Menschensohne mit fühlendem Herzen für den, der mit Glaub' und Vertrauen sein Kreuz, das Zeichen des Hellen, umklammert, dem Menschensohne mit der unerbittlichen Strenge des strafenden Richters für den, der Verzweiflung im Auge, den Fluch in dem Herzen, die fliehende Erde verläßt. Darum

„Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr dein Herz;
Denn wo das Herz auf Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieser Zeit
Und hält sie bis in Ewigkeit;
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
Es bleibt sich gleich, geht wohlgenut
Bis zu dem letzten Standlein gut.
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf.“

(Erzbischof Clemens August von Köln.) P.

„Warum läuten die Glocken?“

Wenn einmal die Glocken zur ungewohnten Zeit läuten, oder auch dann, wenn zur gewohnten Stunde von mehreren Türmen herab der eiserne Glockenmund seine Stimme laut erschallen läßt, dann gibt es einen Sturm auf das Telefonamt. Und ein bis zwei Stunden lang haben die Redaktionen der Zeitungen nichts anderes zu tun, als die gleiche Frage zu beantworten: „Warum läuten die Glocken?“ Wir mögen dann noch so oft versichern, daß die Glocken zum Gottesdienst rufen oder daß sie den Sonn- und Feiertag einläuten, es hilft nichts; es gibt immer Leute, die es nicht glauben wollen, daß die Glocken auch zu einem anderen Zwecke läuten könnten, als um neue Siege zu verkünden.

Warum läuten die Glocken?! — Es ist eine bitterernste Zeit, in der wir leben, viel ernster als sie uns in einer Großstadt, in der das Leben fast wie in Friedenszeiten noch frisch pulsiert, recht zum Bewußtsein kommt. Millionen deutscher Männer und Jünglinge stehen draußen im Feindeslande, wo sie mit ihrem

Serzblute dafür einstecken, daß wir dabei von der Kriegsfurie verschont bleiben. Millionen deutscher Frauen und Kinder und Mütter und Väter, Geschwister und Freunde hängen um das Leben ihrer Lieben. Täglich beten sie um die Erhaltung von Gesundheit und Leben ihrer Väter, Männer, Söhne, und Brüder. Zehntausende der tapferen Krieger, die so kampfesfroh und todesmutig in den ersten Augusttagen hinauszogen, deckt schon der kühle Regen. Manches dieser Gräber auf feindlicher Flur zielt ein schlichtes rohes Holzkreuz, auf manchem auch brannte am Allerheiligenabend ein Kerzlein, vom guten Kameraden angezündet. Viele aber gab es, die einsam und verlassen da lagen, weil keine Hand zur Stelle war, sie mit einem dürftigen Blumenstrauch zu schmücken.

Warum läuten die Glocken? — Eine solche Zeit, welche die große Mehrzahl der Menschen bis in die tiefsten Tiefen des Herzens ergreift; und uns alle vor etwas Unfassbares stellt, das über uns gekommen ist, wird auch zu einer Zeit der Läuterung. Unvergänglich sind uns noch jene Tage der bangen Erwartung, da die Kirchen überdroll waren von andächtigen Vetern, die vor dem Altare des Herrn Trost suchten in ihrer Not. Zu Tausenden und Zehntausenden drängten sich hier und in allen deutschen Gauen die Krieger zum Beichtstuhl, um ihre Rechnung mit Gott abzuschließen, und zum Tische des Herrn, um die heilige Wegzehrung zu nehmen für die Fahrt in Kampf und Krieg. Gar mancher war darunter, der das Beten längst verlernt, der den Weg zur Kirche lange nicht mehr betreten hatte. . . . Und in Ost und West in Feindesland wie auch auf der wildwogenden See, da wären unsere wackeren Soldaten froh, wenn sie nur einmal eine Glocke hören würden! Da würden sie nicht lange telephonieren und fragen: Warum läuten die Glocken? Sie würden wissen, warum der traute Klang ertönt. In hellen Scharen würden sie herbeieilen, um einmal noch dem Gottesdienste beizuwohnen zu können, ehe es weiter geht in die Schlacht. Man lese nur die Briefe aus dem Felde, man beachte so manche Aeußerung selbst aus feindlichem Munde, wie unsere Soldaten draußen im Felde, im Schützengraben den nicht vergessenen, der alles Leben in seiner Hand hält, wie sie zu gemeinsamem Gebete sich zusammenfinden, und ihre Herzen zu Gott, dem Lenker der Schlachten, erheben.

Warum läuten die Glocken? — Es ist eine törichte Frage also, die da gestellt wird. Wenn unsere Soldaten frommen Herzens hinausgezogen sind ins Feld, wenn sie im nassen Schützengraben ihr Gebet verrichten müssen, wenn sie so gern einmal im Kirchlein weilen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, um die heiligen Sakramente empfangen zu können, dann ist es für uns, die wir zu Hause sitzen, wahrhaftig keine große Leistung, wenn wir dem Rufe der Glocke folgen, zur Kirche wallen und beten — beten für unsere Soldaten, die für uns Leben und Gesundheit opfern! „Wie Glocke ladet so hell“, das Kirchlein liegt so nahe — da draußen liegen sie so weit von uns, und beten, „so gut wie sie es können“, — welcher Gegenatz!

Frage darum nicht: „Warum läuten die Glocken? . . . !“ Damit wir zur Kirche gehen und beten sollen, darum läuten die Glocken!

Das Eiserne Kreuz

Kriegsflüge von Hans Giesbert.

Frau Eveline von Witten sah erschrocken auf ihren Schwager. Was hatte Roderich nur, daß er sich so seltsam benahm, zitterte und stammelte und sie mit wehmütigen Blicken betrachtete? Hatte die Sorge um seine im Felde stehenden Söhne den sonst so ruhigen, Gleichmäßigen ganzlich aus der Fassung gebracht? Wie konnte er, der selbst Soldat gewesen und den Tod fürs Vaterland als den schönsten Abschluß eines Soldatenlebens ansah, sich nun so erregen, da es seine Söhne galt? Sie gab ihrer Ansicht auch in ihrer sanften Art Ausdruck. „Und dann, lieber Roderich, ist Emmerichs Lage nicht einmal so sehr gefährdet, wie mir scheint, Hans Viktor als Generalkapitän dazu doch kaum dem Feuer ausgesetzt. Was sollte ich da sagen, wo Erwin nun schon seit langen Tagen den schwierigen Post in Lothringen gegen die französische Uebermacht verteidigen muß?“

Der alte Oberst, früher selbst Regimentskommandeur, den nur sein Leiden abhielt, mit seinen Söhnen gegen den Feind zu ziehen, fühlte, wie ihn das Wasser in die Augen stieg. Da wollte er lieber, zehntausendmal lieber im feindlichen Mangelstehen als die Ahnungslosigkeit der unglücklichen Mutter erschüttern. Er stand hastig auf, trat zum Fenster, um eine Träne unbemerkt in den Bart rollen zu lassen, räusperte sich stark und nahm dann plötzlich Abschied: „Wie Gott will, Eveline! Wie auch die Entscheidung fallen mag, wir wollen sie tragen, als Christ und als Held. Du Eveline, wie ich!“

„Gewiß, lieber Schwager“. Nun zitterte die klare Stimme doch. „Das mußten wir uns doch sagen, als wir unsere Söhne hergaben, Roderich, daß wir sie dem Vaterland opfereten. Nur freilich, daß ich so dankbar wäre, wenn mein Opfer nicht angenommen würde; ich habe ja nichts mehr auf der Welt als den Jungen. . . .“

Trotz ihrer Jahre und trotz ihrer zarten Konstitution hatte Frau von Witten es sich nicht nehmen lassen, an den Liebeswerken für die Verwundeten teilzunehmen. Auch heute lieferte sie die sorgfältig angefertigten Stridereien für die Krieger ab und schickte sich an, die Wache im Krankenpaal zu übernehmen. Aber die Damen hatten hundert Gründe, sie von ihrem Entschluß abzubringen; bald sollte sie hier, bald dort helfen, bald ihre Ansicht über eine schwebende Frage äußern. Wie konnte man die Unorbereitete, Ahnungslose in den Saal lassen, in dem seit gestern der Ruf ihres Sohnes lag und vom Heldentod seines Herrn erzählt? Nicht Tage hatte Erwin von Witten mit seinen Haubitz den Feind gegen den andrängenden Feind verteidigt, und dann, als die Uebermacht des Gegners das Häuflein seiner Getreuen mehr und mehr zusammenschmelzen ließ, einen todesmutigen Ausfall gemacht, der die überlegenen Truppen zum Wanken brachte. Er selbst war dann, aus vielen Wunden blutend, auf dem Felde der Ehre geblieben und hatte den treuen Helfmann Her-

vend noch beauftragt, der alten Mutter seine letzten Grüße zu überbringen und — das Eiserne Kreuz, das seine standhafte Verteidigung des Postens ihm eingebracht hatte. Das wollte man ihr erst mitteilen, den Schmerz der Wunde zu lindern, die man schlagen mußte.

Frau von Witten seiner sicherer Takt, ihre warme Hilfsbereitschaft, ihr wahrhaft vornehmer Sinn hatten sie zum Gegenstand der Verehrung für alle Damen ihres Bekanntenkreises gemacht; heute aber überboten sich alle in Liebeswürdigkeit und Herzlichkeit; mancher teilnehmende, tränen-schwere Blick traf sie, der sie unruhig und stutzig machte. Ihr Herz, das sie schon oft durch seinen ungleichmäßigen Schlag erschreckt hatte, begann leidenschaftlich zu pochen, aber sie schalt sich töricht. Waren es nicht alle Gattinnen oder Mütter von tapfern Kriegern, die Blut und Leben zu opfern in den Kampf hinausgezogen waren? Bangten sie nicht alle gleich ihr und verstanden, wieviel sie verlieren würde in dem einzigen, der ihr von ihren Kindern geblieben war. Aber sie hatte ja gute Nachricht von ihm. Gestern erst hatte sie eine zuverlässige Postkarte von ihm erhalten.

Auch der Besuch der Frau Oberst, die ihr mitzuteilen kam, daß ihr Regiment schwere Schläge erhalten hätte, und daß jeder darauf gefaßt sein müsse, eine harte Nachricht zu erhalten, erschütterte ihr Vertrauen auf Erwins Heimkehr nicht, obwohl sie auf Augenblicke das bohrende Schwert im Mutterbergen fühlte und auch das wilde Klopfen mit der nachfolgenden grenzenlosen Schwäche. Sie tröstete sich mit dem Traume, in dem ihr Lieblich ihr erschienen, so ernst und männlich, so lieb und herzlich wie immer. Er hatte ihr Wange und Hand geküßt und sie mit leuchtenden Augen angesehen: „Nicht lange werden wir getrennt sein, Mutter! Bald, bald sehen wir uns wieder.“

Wenn er auch als Verwundeter heimkehrte, was schadete es! Sie würde ihn gesundpflegen, ihn stützen und hegen. Nur nicht verlieren, der ihre Sonne war, ohne den sie nicht leben konnte!

Es war ihr seltsam zumute gewesen diesen Morgen; als ob ihr Herzschlag aussetzte. Aber sie hatte sich nicht gefürchtet; nur so still und feierlich war das Gefühl; ihr ganzes Leben war in den Augenblicken an ihr vorübergezogen, alle, die sie gekannt und geliebt. Das Bild ihres Mannes hatte sie so ernst und trennend angesehen und war bei ihr geblieben den ganzen Tag; immer wieder hatte sie seine letzten Worte gehört: „Ich danke dir für alles, was du mir gewesen bist, mein besseres Selbst.“

Wie in einen warmen Mantel fühlte sie sich durch diese Erinnerungen, die längst das Schmerzlichste verloren hatten, eingehüllt. Und wie sie, in der geöffneten Veranda mit ihrer Handarbeit sitzend, sich im warmen Scheine der Septembersonne badete, schlichen ein paar Strahlen zu dem Esplan, von dem das Antlitz des Dahingegangenen so gültig ernst zu ihr herniederlag. Das huschende Licht gab dem Bilde einen Schein des Lebens; es lockte sie aufzustehen und zu ihm hinzugehen, in die treuen Augen zu sehen, in denen einst ihre Welt gelegen hatte. Es war das Gemälde, das ihn noch im Schmucke der Waffen zeigte, angetan mit allen Orden, vor allem dem Eisernen Kreuz, das er sich in ruhmvoller Tapferkeit im großen Kriege erworben hatte. Und ihr war wieder, als stände sie mit Erwin in der Abschiedsstunde, da sie ihm ihren Segen gegeben hatte, vor dem Bilde des Vaters, als spräche er noch einmal die Worte: „Sei gewiß, Mutter, daß ich nie vergessen werde, was ich dem Andenken eines solchen Vaters schuldig bin. Bete für mich, Mutter, und glaube an mich.“

So kindlich ergeben und doch wieder so fest und ernst schrieb er. Daß er sie nun ganz allein wußte, schien ihn mehr zu sorgen, als die Gefahr, der er kindlich ausgesetzt war. Er erzählte ihr von der Schwierigkeit seiner Stellung, aber auch von dem schönen Erfolge, den er erzielt, von der Anerkennung, die ihm von seinen Vorgesetzten geworden. „Gute, liebe Mutter, da es mir vergönnt war, meinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, ist es mir erst, als habe ich mir das Recht errungen, den Namen meines tapferen Vaters zu tragen. Es war die Krönung meines Lebens, als mein Oberst mir warme Worte des Dankes für meine Haltung, die doch nur selbstverständlich war, sagte und — freue dich mit mir, Mutter! — mir als dem ersten im Regiment das Eiserne Kreuz überreichte und mich zum Hauptmann beförderte. . . .“ Das Eiserne Kreuz! Ihr einziger, lieber Junge!

Ein mächtig überströmendes Glückgefühl umhüllte Frau von Witten wie eine warme Welle. Eine verkürzte Freude lag in ihr auf und zugleich ein Gefühl großer Schwäche. Sie mußte sich einen Augenblick im Sessel zurücklehnen, um sich zu fassen.

Was war es doch wieder, was sie so erschüttert hatte? Wie schrieb Erwin, ihre Freude und ihr Stolz? „Es war die Krönung meines Lebens, . . . als mein Oberst mir als dem ersten im Regiment das Eiserne Kreuz überreichte. . . .“

Da war das seltsame Gefühl am Herzen wieder, das seltsame Feierliche, Stille. . . . Etwas in ihr hatte ansetzen zu sein, so leicht, so wohl war ihr, als würde sie hinausgeschoben über alles Irdische.

Das Eiserne Kreuz! Der Sohn wie der Vater! . . .

Noch einmal wollte sie die Zeilen durchlesen; ihre Hand fiel schlaff zurück; der Kopf neigte sich schwer zur Seite. . . .

Ein letzter Sonnenstrahl in der Schönheit des milden Herbstabends, an dessen sanft getöntem Himmel der Widerschein der sterbenden Sonne Wellenzüge mit leuchtendem Rot angewandt hatte, als seien sie Ströme frischvergoßenen Blutes. Ein Abglanz davon färbte das friedliche Antlitz der stillen Frau und ließ dessen Blässe nicht bemerken, die Blässe, die fahler war als irgend etwas in der Welt. . . .

Als Roderich von Witten kam, um seiner Schwägerin das Zurückbare mitzuteilen, ehe sie ihren Verlust aus der Zeitung oder durch unbeachtete Aeußerung Bekannter erfahre, glaubte er sie schlafend. Ihm war, als ob ein Arm von seiner Brust genommen würde, als er einsah, daß es aus diesem Schlafe kein Erwachen gäbe.

Ihr Traum hatte recht behalten. Nicht lange war sie von ihrem geliebten Sohne getrennt gewesen. Vielleicht würde sie jetzt schon mit ihm vereint sein. . . .

Der Müller von St. Amand

I. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

„Gott im Himmel, die eigene Geliebte mußte ihm das Todesurteil sprechen! Das Werk der Barmherzigkeit, das ich üben wollte, hat der Böse mit höllischer Lüge in unmenslicher Grausamkeit verkehrt.“

Kapitän Dorfenne raffte sich auf. Renaud die Hand reichend, sprach er stöhnend: „Es darf nicht gelten. Laßt mich an eure Stelle treten, Kamerad. Ihr müßt leben, — für diese da.“

„Niemals nehme ich solch ein Opfer an. Eher sterben wir beide.“

Der Oberst fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Marthe, die es bemerkte, schöpfte neue Hoffnung.

„Verzeihe, was du getan,“ flüsterte sie Renaud zu, — „man wird auch dir verzeihen, — wenn du fortan in Treue zum König der Niederlande hältst.“

Da richtete Vilain sich auf, seine Augen blitzten, und seine Stimme klang hart. „Verlange das nicht. Wider den Kaiser gehen — es ist gegen die Natur. Es hat uns groß gemacht. Ueber können nicht gegen ihren Vater kämpfen.“

Die Worte riefen auch Oberst Charraß zu seiner Pflicht zurück. „Ich ehre Ihre Gesinnung, Major Vilain. Aber sie hätten derselben früher Ausdruck verleihen müssen, indem sie den Dienst des Königs quittierten. Jetzt ist es zu spät und ihr Leben verwirrt.“

„Ich bin bereit“, entgegnete er fest. Und sich zu dem Kapitän beugend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Wenn ihr nun doch noch zu ihm kommt, — grüßt mir den Kaiser.“

Er trat an seinen Platz zurück. Der Porporal nahte mit einer frischen Binde, die Mannschaft trat ins Gewehr.

Marthe sah alles verloren. Noch einmal erhob sich in schmerzvoller Verzweiflung ihre flehende Stimme.

„Gnade, Herr Oberst, — er hat ein Weib, er hat —“

Renaud machte eine abwehrende Bewegung und versuchte zu sprechen. Aber ein Blick des Obersten gebot ihm zu schweigen.

„Wie?“ staunte er, den scharfen Blick forschend auf das Mädchen gerichtet. „Er hat Sie, — die ihn liebte, mit einer Anderen verraten! — Und Sie bitten für ihn?“

„Gott hat geboten, auch die zu lieben, die uns Böses tun,“ erwiderte Marthe einfach, doch mit von quälender Angst durchzitterter Stimme. „Ich habe ihm vergeben. Vergeben auch Sie!“

„Ich darf nicht, — ich kann nicht mehr gewähren, als einen letzten Wunsch. Wenn sie einen solchen haben, Vilain —“

„Vergönnen sie mir nur wenige Minuten, um Marthe aufzuklären, daß meine Schuld nicht —“

„Teufel, der Feind!“ schrie plötzlich, ehe er vollenden konnte, der Leutnant und schwang sich aufs Pferd. „Ein Ueberfall auf Gilly! Man muß unsere Posten getäuscht oder überrumpelt haben.“

Von allen Seiten krachten Schüsse. Ein Sturm von Kugeln segte über den Platz und riß mehrere der Soldaten nieder. Die übrigen ergriff eine unwiderstehliche Panik.

„Feiglinge“, schrie wütend der Oberst, — „haltet Stand!“

Aber sie hörten ihn nicht. Ein einziger wandte sich um und schoß blindlings in die Luft. Die anderen stürzten davon. Um schneller laufen zu können, warfen viele die Waffen von sich.

Aber sie kamen nicht weit.

Aus Gilly stürzten, vom ersten Ansturm der Franzosen geworfen, die zwei Bataillone des 1. Westpreussischen und des 28. Infanterieregiments, die, am Wege nach Lambusart vom übermächtigen Feinde abgedrängt, sich hierher zurückgezogen hatten, den flüchtenden Niederländern entgegen.

Eine heillose Verwirrung entstand.

Vergeblich suchte der Oberst Charraß sein Roß aus der Menschenwoge zu reißen, die ihn wirbelnd in ihren Strudel zog.

Der ganze Waldbrand fladerte wie eine einzige Kaskade auf. Ohrenbetäubend knatterte das Gewehrfeuer.

„En avant!“ — Plötzlich verstummten die Salven. Mit

gefälltem Bajonett stürzte sich das Fußvolk aus der Deckung auf den zusammengeballten Anäuel von Niederländern und Preußen.

Lobend und schreiend, mit geschwungenem Degen suchten die Offiziere vergeblich ein Karree zu formieren. Ein Angstschrei überlante ihre Kommandos und vermehrte den mörderischen Schrecken.

„Die Eisenreiter!“ heulte es.

Der wilde Jagd gleich jagten die grünen französischen Garbedragonier den Abhang herunter. Von den Helmen wehten die Hofscheiße, schimmerte das farbenprächtige Tigersfell der Schirmbüchse.

Nur vereinzelte Schüsse krachten ihnen entgegen, zischend und furend flogen die verlorenen Kugeln durch die Reihen, klatschend gegen Lederzeug und Metall.

„Eingehauen!“

Die Säbel flammten in der Sonne auf wie ein wogendes Meer von Blitzen.

Wenige Minuten ein verworrenes Chaos von Mensch und Tier, ein Wiehern, Schnauben und Mirren, ein Fluchen, Necken und Stöhnen, — dann stob die dunkle Wölke der Ueberfallenen nach allen Seiten auseinander. Die beiden Bataillone waren vernichtet, die Niederländer zum Teil gefangen.

Der Rest des Bietzhenschen Korps, erst im Annarsch begriffen, machte, ohne noch einzugreifen, kehrt und zog sich in leidlicher Ordnung gegen den Wald von Lambusart zurück.

Ueber das Feld der Vernichtung sprengte auf schwerem

Schlachtroß, das kleine Gefolge hinter sich lassend, ein untersehter, rothaariger Reiter. Vor den beiden Bäumen riß er sein Roß zurück. Stuhend blieb sein blaues Auge auf dem einzelnen dastehenden, waffenlosen niederländischen Offizier haften.

Das Rot jähler Freude flammte über die von der ausgestandenen Seelqual noch blassen Wangen Renauds.

„Sie hat mir der Himmel geschickt, mein Fürst. Wenige Minuten später, und ich war ein toter Mann.“

Am sommerprossigen Gesicht, den halbkreisförmig geschnittenen Backenbart und den lähnen, trockigen Zügen hatte er seinen alten Vorgesetzten, den Marschall Ney erkannt.

Der Fürst von der Moskwa betrachtete ihn verwundert.

„Das ist Solbatenlos, Vilain. Da es Sie verschonte, so sind Sie als Feind des Kaisers mein Gefangener. Oder wie zum Teufel kommen Sie in diese Uniform?“

„Ich war im Begriffe, sie von mir zu werfen und zu der alten Fahne zurückzukehren. Aber man ertappte mich und meinen Kameraden, Kapitän Dorfenne. — Das Standgericht sollte vollzogen werden.“

Das Gesicht des Marschalls hatte sich tiefer gefärbt. In der Tat Vilains spiegelte sich nur seine eigene wider, an die er nicht gern erinnert wurde. „So seien Sie uns doppelt willkommen. Sie vom Tode Erstandener!“ rief er rasch. „Ich werde Sie dem Kaiser empfehlen, und wenn Sie einen besonderen Wunsch haben —“

„Ich hätte nur einen, wieder unter Milhauds Mirassiere zu treten.“

Der Fürst von der Moskwa nickte. „Wird sich schon machen. Doch behalte ich mir vor, Sie wie früher gelegentlich als Ordonananz zu verwenden. Sie waren der schnellsten Reiter einer und —“

Das Herankommen seines Gefolges unterbrach ihn, noch ehe er nach dem von Vilain erwähnten Gefährten fragen konnte.

Vergeblich hatte sich Renaud nach dem Kapitän umgesehen. In dem wirbelnden Menschenstrom, der sich beim Ueberfall über das offene Feld ergossen, war er ebenso spurlos wie das so unerwartet wiedergefundene Mädchen verschwunden.

Im Süden kräufelte sich das Korn. Es sah aus, als streiche ein stürmischer Wind darüber hin. Plötzlich aber erhob sich ein betäubendes Jubelgeschrei. Die Augen der alten Veteranen blitzten, die Tschalos flogen auf die Spitzen der Bajonette und einem Erbeben gleich erschütterte der Donnerruf die Erde: „Vive l'Empereur!“

So hoch standen die Rehren, daß der glänzende Reiterzug erst sichtbar wurde, als er plötzlich aus dem wogenden Getreide heraussprenkte. In der Wüste, die seine Truppen vor ihm geschaffen, erschien der Löwe von Korsika.

Singerissen vom Sturme der Begeisterung, der die Massen wie ein Orkan ergriß, erhob auch Renaud den Arm und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der Kaiser!“

Im altgewohnten grauen Ueberrock, den edigen Kopf mit dem kleinen Hute bedeckt, sah Napoleon auf dem aller Welt bekannten Schimmel. Während der erzwungenen Ruhe von Elba hatte sein Lebensumhang zugenommen, er war gealtert und seine Backen schienen unter den nicht mehr gewohnten Strapazen eingefallen. Das Gesicht zeigte den müden Ausdruck eines Mannes, der seit 15 Stunden den Sattel nicht verlassen hat.

Jetzt aber erhellten sich seine Züge und den Marschall erblickend, ritt er auf diesen zu.

„Da sind Sie ja, mein waderer Rotkopf. Ich sehe Sie heute zum ersten Male. Nun, wir haben schon Arbeit getan. Nicht lange mehr werden meine Adler den Flor tragen. Der erste Sieg soll sie leuchtend enthüllen.“

„Er muß unser sein, Eure“, entgegnete Ney zuversichtlich. „Wie haben Eure Majestät eine bessere Armee gehabt. Fast lauter Veteranen. Denn aus englischer und russischer Kriegsgefangenschaft sind unsere alten Soldaten zurückgekehrt, und was die Zungen betrifft, von denen ja nur ein Teil bewaffnet werden konnte, so erfüllt sie alle der glühendste Patriotismus.“

Das graue Auge des Kaisers bligte auf. „Bis zum Herbst bringen wir achtmal Hunderttausend auf und damit werden wir ein zweites Mal Europa erobern.“

Doch aus den Zukunftsträumen schnell zur Gegenwart zurückkehrend, fragte er: „Was haben Sie erkundet?“

„Wenn die Preußen in der Gegend von Fleurus stehen bleiben, wird Wellington allem Anscheine nach versuchen, an ihre Rechte bis zur Römerstraße heranzurücken.“

„Das soll ihm vergehen,“ rief der Kaiser, indem er das Fernglas zur Hand nahm und das Gelände prüfend überfah. Er rechnet nicht mit der Truppenmacht, die ich ihm bis morgen entgegenwerfe. Die Feinde teilen und einzeln schlagen, ist alles. Handeln wir rasch, so ist der Erfolg gewiß. Den Briten schleudern wir in seine See zurück und werfen die Preußen über die Maas. Blücher, den alten Husaren, nehm' ich auf mich selbst. Ihr, Marschall, besorgt mir den Herzog.“

Im Vorgefühl des Sieges glitt sein Auge über die Reihen der in endlosem Zuge nachrückenden Soldaten. Mit stolzer Freude erfüllte ihn der Anblick. Die Lilie der Bourbonen war samt der weißen Kokarde weggejagt.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges Gebet in der Maria-Hilf-Kirche

„Ich kenn die Gedanken, die ich über euch hege, spricht der Herr, bedenken des Friedens und nicht der Trübsal, um euch eine Zukunft und Hoffnung zu gewähren“ (Jerem. 29, 11.) Ein feierlicher Tag des Friedens im furchtbaren Kriege war der Tag des ewigen Gebetes in der Maria-Hilf-Kirche.

Wie viele fromme Beter huldigten den Tag über in demütiger Andacht dem in der H. Eucharistie verborgenen Gotte des Friedens, dessen ewige Botschaft durch den Propheten an das Volk Gottes in unseren Tagen des Krieges und der Trübsal neue Bedeutung gewinnen. Angehörigen von der Auslegung des hochwürdigsten Gutes durch Herrn Pfarrer Dr. Heilrich bis zur großartigen Schlussfeier am Abend kamen immer wieder neue Scharen der Gläubigen, um den Heiland im Sakramente anzubeten, um ihm die Bitten vorzutragen, die uns jetzt am meisten am Herzen liegen: der glückliche Ausgang des Krieges, das Heil der Krieger, der Trost der Trauernden.

Das feierliche Hochamt zelebrierte Herr Militärseelsorger Dr. Boertner. Der hochw. Herr hat den Feldzug gegen Rußland bis vor kurzem mitgemacht und wurde wegen seiner außerordentlichen Seelsorge für kämpfenden und besonders die verwundeten und sterbenden Soldaten, mit dem eisernten Kreuze ausgezeichnet. Zur Zeit weilt derselbe hier zur Kur, um sich von einem in den Strapazen des Krieges zugezogenen Leiden zu erholen.

Die Festpredigt hielt der Herr Oberlehrer Dr. Jung dahier vertretende Herr Dr. Densler. Er schilderte in erhabender Weise unter Zugrundelegung des oben angeführten Textes die Bedeutung des allerheiligsten Altarsakramentes. In erster Stunde von Christus beim hl. Abendmahl eingelegt, hat sich dieses Sakrament stets als das stärkste Mittel des Trostes und freudigen Glaubensmutes in schweren Zeiten erwiesen. Davon zeugen schon aus den ersten Jahrhunderten die Katakombenbilder der Römer, denen der Redner mit Recht manche ergreifende Erkenntnisse des gegenwärtigen Krieges gegenüberstellte.

Die Schlussfeier sowohl, wie auch morgens das Hochamt verherrlichte der Kirchenchor durch erhebende Darbietungen, die er in altbewährter Reife zum Vortrag brachte.

Tiefen Eindruck machte es auf die dichtgedrängte, auf den Knien liegende Schar der Gläubigen, als mit den Worten des Kriegsgebietes von Bischof Faulhaber vor dem Altare Gottes Hilfe über unser Vaterland und die Krieger herabgerufen wurde.

Den Schluss des Festes bildete wie alljährlich die Prozession, bei der Herr Pfarrer Dr. Densler das Allerheiligste trug, während Herr Kaplan Durin von St. Bonifatius und Herr Kaplan Pabst an der Dreifaltigkeitskirche assistierten.

Zwei Milliarden Mark Gold

Ind nach sachverständiger Schätzung noch „im Strumpf“ beim deutschen Volk verbleibt. Wenn das Gold in den Gemülden der Reichsbank steckte, könnte diese dafür 6 Milliarden Banknoten und Schatzscheine ausgeben. Die patriotische Bedeutung der Abfuhr des Goldes aus dem Reich liegt somit auf der Hand. Alle Post- und Staatskassen sind angewiesen, Gold anzunehmen. Also ist die Mühe nicht groß. Im übrigen ist der Ankauf von Gold unter Zahlung von Aufgeld und die Abfuhr aus dem Ausland, wozu einzelne Verträge gemacht worden sind, neuerdings vom Reichsanwalt als Landesverrat mit Strafverfolgung bedroht worden.



Für den Maltse-Kreuz-Orden spendeten ferner:
Lingenannt aus Dettich 5 M. Wallbüll 40 M.

Standesamt Wiesbaden

Heirat. Am 12. November: Restaurateur August Hartmann, 25 J. Landwirt Ludwig Dörhöfer, 73 J. Kaufmann Hermann Schmidt, 68 J. — Am 13. November: Kaufmann Ferdinand Jhel, 64 J. Katharine Jhel, geb. Staud, 63 J. Sofie Ohlmann, geb. Müller, 79 J. Katharine Ullrich, 19 J. Emilie Freyberg, 81 J. Maria Köpfer, geb. Rothemann, 70 J. Karoline Weibel, geb. Ahms, 74 J. Apotheker Emil Hof, 83 J. Marie Jungbluth, 8 J. — Am 1. November: Leonhard Taus, 1 J. Lehrer a. D. Philipp Dienlof, 70 J. Friseur Wilhelm Taus, 66 J. Tagelöhner Johann Schenk, 24 J. — Am 15. November: Georg Wolf, 11 Jtd.

Gestorben. Am 15. November: Bankbeamter Richard Reier, 20 J. General der Infanterie und Gouverneur a. D. Hans von Winterfeldt, 67 J. — Am 16. November: Privatier Karl Wedler, 63 J. Weinmeister a. D. Georg Dassenwirth, 66 J. Buchdrucker Anton Mayer, 69 J. Witwe Marie Wehand, geb. Berger, 66 J.

Theater, Kunst, Wissenschaft

Königliche Schauspiele

Wiesbaden, 20. Nov. „Figaros Hochzeit“, Oper in 4 Akten von W. A. Mozart. Mit herzlichster Freude wurde gestern Mozarts Oper „Figaros Hochzeit“ aufgenommen. Wiegt doch die Bedeutung dieses großen Sohnes Salzburgs auf dem Gebiet der Oper und der reinen Instrumentalmusik. Die Opernwerke Mozarts zeigen eine physische Vertiefung, wie die unübertroffenen Opernkompositionen der damaligen Zeit sie nicht kannten. Er weiß selbst das leichteste Genre mit Anmut zu umgürten, er besitzt die wunderbare Kunst, die Figuren des Dramas musikalisch zu charakterisieren und diese Charakteristik auch in den verschiedensten Geweben des Ensembles meisterhaft durchzuführen und zu vertiefen. Und diese Melodienfreudigkeit, diese Empfindung, dieser klangliche Wohlklang, diese galante Anmut: „Figaros Hochzeit“ wird als eine der feinsten und vollendeten komischen Opern angesehen, wie seit ihrer Erstaufführung in Wien am 1. Mai 1786 immer wieder das Interesse wachst. Das ist ein Opernwerk, das nicht in der Retorte zusammengebrannt ist; es geht aus ihm eine Stimmungskraft, eine Wärme aus, der man sich nicht entziehen kann. In der Handlung ist die Oper die direkte Fortsetzung von Rossinis „Barbier von Sevilla“. Da die musikalische Leitung (Herr Kötter) es verstand, mit klugem Eingehen in Mozarts Einzelheiten die Partitur sauber und fast überall mit der nötigen Mozartischen Leichtigkeit, Klarheit, Klarheit und Grazie herauszubringen, konnte man an der Oper viel Vergnügen haben. Auch im Dialog war man traurig bemerkt, möglichst Mozartisch zu erscheinen, nicht überall gelang es. In der ersten Rolle des vornehmen Schwärzlers „Gräfin Almaviva“ war Herr de Garmo als Sänger mit vollstimmigem Organ und als Darsteller einwandfrei am Platze. Herr v. Schenk entwickelte als spanischer Affekt „Figaro“ im Spiel die rechte Lebendigkeit und Glanzhaftigkeit, trat mit behäbigem Humor den leichteren Pausen und Lustspielen und seinen Sprechorganismus haben ja, wie bekannt, die Götter unendlich gesegnet. Fräulein Englerth vertrat die Gräfin mit nippiger Stimmenthaltung und der hier gebotenen leichten Kostüme der Oper. Gesetzt und frisch mit bester Laune, sehr musikalisch und mit frohlich quellendem Gesang war die Subanna der Frau Friedfeldt, ein allerliebster Page Cherubin Frau Krämer, eine Anwärterin auf Straussens Octavian. Auch die übrigen Rollen wurden mit Mozartischer Weisheit und Reinheit des Klanges durchgeführt: Fräulein Haas als altfranzösische „Marzelline“ hatte diesmal wirklich einen guten Tag, Herr Rehkopf, objektiv wie immer, war ein trefflicher „Bartolo“ und Herr Haas als „Basilio“ suchte seines Weichen. Ein blühendes, feines Stimmchen ließ Fräulein Seyboldt ertönen. Dazu malerische Szenenbilder, prächtige Kostüme in recht befriedigender Ausführung, gutes Zusammenarbeiten und fast durchweg Silenziosität des Musikanten. Das Publikum fand an Spiel und Bild lebhaftes Gefallen und applaudierte bei offener Szene.

Residenz-Theater. Heute Freitag, 8 Uhr, findet die letzte Volksvorstellung zu ganz kleinen Preisen statt und bringt das lustige Spiel „Als ich noch im Fräulein war“. Am Samstag und

Sonntag, abends geht nach langer Pause Richard Stowronnells Schauspiel „Waterlant“ wieder in Szene. Sonntagsnachmittag wird das neue aktuelle Schauspiel „Die heilige Rot“ von J. Wiegand und M. Scharfmann zu halben Preisen gegeben.

* Kaiser Stadttheater. (Spielplan vom 23. bis 29. Nov.) Montag: Geckhofen. Dienstag: Geckhofen. Mittwoch: Kida. Donnerstag: „Alt Heidelberg“. Freitag: Geckhofen. Samstag: „Kada und Diebe“. Sonntag, nachm.: „Alt Heidelberg“. Abends: „Tiefenland“.

Letzte Nachrichten

Der russische Kreuzer „Schemtschug“

Aus dem ausführlichen amtlichen Bericht über die Versenkung des russischen Kreuzers „Schemtschug“ durch die „Emden“, der erst jetzt vom russischen Marinestab veröffentlicht wird, ist die Feststellung sehr interessant, daß der Kreuzer unter englischem Kommando war und die Flagge des englischen Vizeadmirals Jerom geführt hatte, der auch die Vernichtung des Kreuzers nach Petersburg melden mußte. Die „Schemtschug“, die zuerst englische Truppentransporte begleitet hatte, kreuzte zuletzt bei den Mikobaren und kam erst am 27. Oktober nachts im Hafen Penang an. Schon am 28. Oktober morgens 5 Uhr wurde sie von der „Emden“ angegriffen und durch zwei Torpedoschüsse versenkt. Aus dem amtlichen Bericht ergibt sich, daß die Behauptung englischer Blätter, die „Emden“ sei mit russischer Flagge eingelaufen, falsch ist. Der englische Admiral rapportiert einfach, die „Emden“ sei wegen ihres vierten Schornsteins mit dem russischen „Asfold“ verwechselt worden, der auch in den englischen Geschwaderverband übergegangen ist.

Die schweren russischen Verluste

St. Petersburg, 16. Nov. Der aus dem Kriege gegen Japan bekannte Kriegskorrespondent Nemirovitch Dantschenko berichtet aus Warschau Einzelheiten aus der großen Schlacht an der Weichsel. Besonders bemerkenswert sind die Angaben, die er über die schweren russischen Verluste machen darf. Er spricht von einem achtzehntägigen Ringen, das die Scharten aus dem Russisch-Krieg ausweide. Im Anmarsch eines zuerst stark überlegenen Heines hätten sich Bataillone um Bataillone, Regimenter um Regimenter geopfert, um hinter ihnen die Organisation des russischen Heeres zu sichern. Durch die deutschen Maschinengewehre seien Kompagnien mit ihren Offizieren vom Erdboden weggelegt worden, aber viermal, fünfmal wurden sie erneuert, bis der Feind seine Munition erschöpft hatte. In den Wäldern von Plone und bei Jozefow reihen sich Massengräber in langer Ausdehnung aneinander, alles sibirische Truppen, hundert und mehr Soldaten in den einzelnen Gräbern. Besonders verlustreich für die Russen war die Erstürmung von Rastki, südwestlich von Warschau. Die Deutschen hatten acht Reihen von übereinanderliegenden Verhängerungen hergestellt. Mit schweren Kanonen beherrschten sie den ganzen Umkreis. Mit stoischer Gelassenheit seien die Sibirier in die Hölle marschiert, die tödliche Geschosse zu Tausenden ausgespielen habe. Heute noch könne man die deutschen Verhaue sehen, dieses Zeugnis der Verleumdungsmaschinen. Unter dem mörderischen Feuer lösten sich alle Verbände, Offiziere fielen, und jeder Soldat war sein eigener Leutnant. Es kam wie eine Wut über die Sibirier, sie griffen zum Bajonett und bahnten sich den Weg. Der Kampf wütete bis in das Dunkel der Nacht, die Deutschen mußten weichen.

Die vorläufige Ausdrucksweise läßt vermuten, daß die Deutschen in der Nacht ungelindert abgaben; ihre Stärke soll eine Brigade gewesen sein. Die Russen haben 8 Offiziere und 374 Mann in einem Massengrab beigesetzt, das in einem Schützengraben besteht. In der Nähe befindet sich noch das Einzelgrab des russischen Obersten, der die dem Tode geweihte Schar geführt hatte. Die ersten Schneeflocken fallen und verhüllen das grauliche Bild. Eine Kirche wurde dreimal von den Russen genommen und dreimal wieder verloren, dann wurde sie von der russischen Artillerie zerstört. Aber selbst um die Trümmer des Gotteshauses tobten noch Bajonettkämpfe. Jeder Steinblock wurde vertheidigt. Nemirovitch-Dantschenko trat auch auf ein von deutschen Soldaten hergestelltes Grab mit der Aufschrift: „Hier ruhen 16 tapfere russischen Offiziere.“

Offen gibt Nemirovitch-Dantschenko zu, daß es meistens die deutsche Nachhut war, die den nachdrängenden Russen standhielt, zumteil in natürlichen, zumteil in künstlich geschaffenen Befestigungen. Die schweren deutschen Geschütze seien derart verstreut aufgestellt gewesen, daß die russische Artillerie sie nicht finden konnte. Polnische Knaben hätten jedoch die Standorte verraten (?). Die deutsche Artillerie habe den russischen Batterien schwere Verluste zugefügt, die meisten hätten 20 Prozent ihres Bestandes verloren. Ein Regiment hatte 22 zerstoßene Geschütze.

Nemirovitch-Dantschenko schließt seinen Bericht mit den ergreifenden Sätzen: „Dieser Krieg brachte uns den unsichtbaren Feind und unsichtbare Gefahren. Jeder Schritt vorwärts bedeutet den Tod, man weiß nicht woher. Das Risiko ist größer geworden für Offiziere und Mannschaften. Man wird bald davon absehen, die Toten eines Regiments zu melden. Es genügt, wenn das Häuflein Überlebender genannt wird — die anderen sind geblieben. Das ist die Schlacht von heute.“

Berlin, 20. Nov. Ueber die Verluste unserer Feinde, gibt eine Meldung der Londoner „Times“ Aufschluß, wonach die Russen bei den letzten Siegen Hindenburgs 40000 bis 50000 Mann eingekesselt haben.

Auszug

aus der amtl. Verlustliste bis inkl. 78

Füßler-Regiment Nr. 80, Wiesbaden u. Bad Homburg v. d. H.

2. Bataillon.

9. Kompagnie.

Leutnant d. Ref. Ludwig Eiser (Frankfurt) tot. — Einj. Freiw. Unteroffizier Phil. Beder (Homburg v. d. H.) tot. — Füß. Josef Euler (Höchst a. M.) lw. — Ref. Georg Bader (Griesheim) lw. — Füß. Franz Bender (Weißkirchen) lw. — Ref. Peter Ruster (Höchst a. M.) lw. — Wehrmann August Wagner (Wiesbaden) lw. — Ref. Josef Hofmann (Dintermeilingen) lw. — Bizefeldwebel Friedr. Everts (Homburg v. d. H.) tot. — Unteroffizier Groos (Grenzhausen) tot. — Bizefeldwebel Jean Krah (Siedbach) lw. — Füß. Wlth. Hilbrandt (Siedbach) lw. — Ref. Wlth. Grün (Hornborn) lw. — Ref. Johann Kauf (Christel) lw. — Unteroffizier d. Ref. Ernst Runge (Frankfurt) lw. — Gefr. d. Ref. Karl Wilhelm (Rassau) lw. — Füß. August Steinborn (Gram

Weihnachten im Felde

Von der Obersten Seeresleitung wird folgendes bekanntgegeben:

Es darf angenommen werden, daß das Weihnachtsfest in Millionen von deutschen Herzen den Wunsch rege machen wird, den Verteidigern von Haus und Herd Zeichen der Liebe und Dankbarkeit zukommen zu lassen, daß sie auf fremder Erde kämpfen, daß sie fern sind von ihren Lieben in der Heimat. Der Wunsch, die einem treuen Gedanken entsprungenen Liebesgaben bestimmten Personen zuzuführen, bestimmte Truppenteile oder Seeresverbände besonders zu bedenken, ist um die Weihnachtszeit so begreiflich, daß zu seiner Verwirklichung alles geschehen soll, was von militärischer Seite möglich ist, freilich in der bestimmten Hoffnung, daß die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes auch die Verteidiger des gemeinsamen Vaterlandes nicht leer ausgehen lassen will, deren keine treue Mutter oder Gattin, kein sorgender Vater oder Freund besonders denkt. Deshalb muß den Militärbehörden das Recht bewahrt bleiben, nach billigem Ermessen auszugleichen und Sendungen, deren Empfänger sich nicht mehr beim Heilheer befinden, zum Besten der Allgemeinheit zu verwenden.

Für die Zuführung der Weihnachtsliebesgaben an die Front sind folgende Bestimmungen in Aussicht genommen:

1. Liebesgaben für Einzelne.

a) Bis einschließlich 250 Gramm kann die Zuführung in Briefen durch die Feldpost jederzeit erfolgen; das Porto beträgt von 50—250 Gramm 10 Pf. Briefe von 250—500 Gramm (Porto 20 Pf.) werden voraussichtlich im Dezember eine Woche lang zugelassen werden.

b) Für Paketsendungen bis einschl. 5 Kilogramm ist nicht die Feldpost zuständig, sondern sind militärische Vorkehrungen getroffen. Die beintragliche Post nimmt in der Zeit vom 23.—30. November solche Pakete an und befördert sie bis zu dem zuständigen militärischen Paketdepot in der Heimat. Das Porto beträgt 25 Pf. Bei den militärischen Paketdepots kann auch unmittelbar von Absendern — portofrei — aufgegeben werden. Die Namen der militärischen Paketdepots werden bei sämtlichen Postanstalten des Deutschen Reiches angehängt.

Die Pakete werden von den militärischen Paketdepots geordnet und über die militärischen Sammelstationen an die Etappenhauptorte gesandt. Hier werden sie von den Etappenbehörden übernommen, verteilt und der Truppe zugeführt. Vorbedingung für die richtige Aufstellung aller Briefe und Pakete ist die richtige Adresse. Alle Angehörigen des Heeres sind erneut angewiesen worden, ihre genaue Adresse nochmals ihren Angehörigen in der Heimat mitzuteilen. Es wird sich empfehlen, wenn Spender von Liebesgaben, die in den nächsten Tagen keine derartige Nachricht

erhalten sollten, vor Absendung bei den nächsten Angehörigen ihres Freundes Erkundigungen einzuziehen.

2. Liebesgaben für bestimmte Truppenteile und Seeresverbände sowie Liebesgaben für die Allgemeinheit.

Die Zuführung dieser Liebesgaben erfolgt nur durch Vermittlung der Organisation der freiwilligen Krankenpflege.

a) Liebesgaben in ganzen Wagonladungen sind bei der Abnahmestelle für freiwillige Gassen 1. (für Verwundete und Kranke) und 2. (für Gefunde) am Tage des für den Wohnort des Spenders zuständigen stellvertretenden Generalkommandos anzumelden. Die Namen der Abnahmestellen werden bei sämtlichen Postanstalten des Deutschen Reiches angehängt. Die Abnahmestellen geben dann den Absendern Nachricht, an welche militärische Sammelstation sie die Wagen zu senden haben. Von der militärischen Sammelstation werden die Wagen auf den für den allgemeinen Nachschub bestimmten Bahnen den Etappenbehörden zugeführt, die die Weiterbeförderung der Liebesgaben an die Truppen bewirken. Es ist erwünscht, wenn sich Personen zur Verfügung stellen, die diese Eisenbahnzüge von der Sammelstation nach dem Etappenhauptort geleiten, um zur Sicherheit der Zuführung beizutragen. Wenn es die Kriegslage erlaubt, kann ihnen von den Etappeninspektionen auch die Erlaubnis zur Begleitung vom Etappenhauptort nach vorne gegeben werden. Die Auswahl treffen die stellvertretenden Generalkommandos im Einvernehmen mit den örtlichen Territorialbegeleitern aus der Zahl der Personen, die sich bei der Organisation der Liebesgabenbereitschaft besonders verdient gemacht haben. Die stellvertretenden Generalkommandos stellen auch die Gefährtscheine von der Sammelstation bis zum Etappenhauptort aus. Grundsätzlich muß jedoch die Fahrt in dem Eisenbahnzug erfolgen, der die Liebesgaben vorführt, und grundsätzlich muß die Fahrt in der Sammelstation angetreten werden. Fahrten in Kraftwagen werden für Liebesbringer und Geleiter von Liebesgaben in keinem Fall gestattet.

b) Liebesgaben in geringerer Menge als ganze Wagonladungen sind ausnahmslos bei den gleichen Abnahmestellen der freiwilligen Krankenpflege abzugeben. Von dort gelangen sie an die zuständigen Sammelstationen. Weiter wird mit ihnen wie unter a) angegeben, verfahren, auch hinsichtlich der Begleitung. Vorbedingung für die Beförderung aller Liebesgaben ist, daß alle Absender sich genau an die Bestimmungen über Inhalt und Verpackung halten, Gegenstände, die raschen Verderben oder Zerbrechen ausgesetzt sind, keinesfalls absenden. Sie müssen sich vergewissern, daß vom Tag der Aufgabe bis zur Zustellung etwa vier Wochen vergehen, daß guter Wille und ruhende Liebe sich hart rufen an der rauhen Wirklichkeit des Krieges!

Großes Hauptquartier, 13. Nov. 1914.

Der Generalquartiermeister.

Bekanntmachungen

Gemäß § 2 der Verordnung des Bundesrats über das Ausmahlen von Brotgetreide vom 28. Oktober 1914 (R. G. Bl. S. 461) lasse ich die Ausmahlung von Weizen in der Weise zu, daß von einem Wehl, bei dem der Weizen mindestens bis zu 75 v. H. ausgemahlen wird, ein Auszugsmehl bis zu 30 v. H. hergestellt werden darf.

Berlin B. 9, den 2. November 1914.

Der Minister für Handel und Gewerbe. ges.: Dr. Sydow.

Es ist vielfach angeregt worden, Feldpostbriefe mit Wareninhalt, die von den Truppenteilen nicht ausgehändigt werden können, weil die Empfänger abkommandiert, verwundet, vermisst oder tot sind, nicht an den Aufgabort zur Rückgabe an den Absender zurückzuführen, sondern dem Truppenteile zur beliebigen Verwendung zu überlassen. Ohne ausdrücklichen Wunsch des Absenders ist dies nicht möglich. Wenn der Absender aber durch einen auf der Sendung — sei es handschriftlich oder durch gedruckten Zettel — anzubringenden Vermerk etwa folgenden Inhalts: „Wenn undenkbar, zur Verfügung des Truppenteils“ zum Ausdruck bringt, daß er die Preisgabe wünscht, so werden die Vorgesetzten und die Truppenteile diesem Wunsch entsprechen. Unbestätigte Sendungen, die einen solchen Vermerk nicht tragen, werden nach wie vor an den Absender zurückgeführt werden.

Berlin, den 9. November 1914.

Reichs-Postamt.

Nach einer Mitteilung des Reichspostamts sind von jetzt ab nach Großbritannien Postanweisungen für Kriegsgefangene oder von solchen zugelassen. Die Postanweisungen sind auf der Vorderseite des für den Auslandsverkehr bestimmten Formulars mit der Adresse des Kgl. Niederländischen Postamts in 's-Gravenhage zu versehen, während die Adresse des Empfängers der Geldsendung auf der Rückseite des Formulars genau anzugeben ist. An der Stelle, die sonst für die Freimarken zu dienen hat, ist die Bemerkung „Kriegsgefangenenendung. Tariffrei“ anzubringen. In 's-Gravenhage werden die deutsch-niederländischen Anweisungen in niederländisch-englische umgeschrieben. In der Richtung aus Großbritannien nach Deutschland sind Postanweisungen der Kriegsgefangenen noch nicht zugelassen.

Der Minister des Innern. J. A. ges.: von Jarosky.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß an den letzten 4 Sonntagen vor Weihnachten eine Verlängerung der Beschäftigungszeit in allen Zweigen des Handelsgewerbes gestattet ist und zwar für den 29. November und 6. Dezember von 3 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends, für den 13. und 20. Dezember von 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends.

Wiesbaden, den 14. November 1914.

Der Polizei-Präsident. v. Schend.

Kath. Männerverein Wiesbaden.

Unser langjähriges Mitglied des Vereins,

Herr Karl Ritzel

ist sanft im Herrn entschlafen. Die Beerdigung findet am Samstag, den 21. November, nachm. 2½ Uhr auf dem Südfriedhofe statt. Um zahlreiche Beteiligung bittet

Der Vorstand.

Schwarze Kleidung

als Spezialität der Firma S. GUTTMANN

in Wiesbaden
Vielhöfstr. 11
im Lager



Bestellungen werden sehr schnell erledigt. Telef. 6365

Wir suchen zum 1. Dezember d. J. oder 1. Januar 1915 einen jüngeren

Abrechnungsbeamten

der Erfahrung in der Abrechnung von Hausinstallationen und Materialkenntnis besitzt. — Angebote mit Angabe des Eintrittstermines, der Gehaltsansprüche und Zeugnisabschriften an

Rheingau-Elektrizitätswerke A.-G., Eltville a. Rh.

Kurhaus Wiesbaden

Sonntag, den 22. November, abends 7½ Uhr im großen Saal:

III. Zyklus-Konzert.

Leitung: Carl Schuricht

Solist: Gustav Havemann (Violoncelle)

Brahms (Violoncelle): Schicksalslied für Chor und Orchester

Brahms (Schiller): Wiege für Chor und Orchester

Beethoven: Violoncello-Konzert mit Orchester und VIII. Symphonie.

Eintrittspreise: Mk. 3.—, 2.50, 2.—, 1.50, 1.—.

Städtische Kurverwaltung.

Wir empfehlen uns zur Ausführung von

Umzügen

jeder Art von Zimmer zu Zimmer, sowie zur

Lagerung

von ganzen Wohnungseinrichtungen, einzelnen Möbelstücken, Flügeln, Planinos, Koffern und Reisegepäck unter Garantie

in unserem massiven, feuersicherem, staub- u. ungezieferfreien

Lagerhause

Adolfstrasse 1 an der Rheinstrasse

Expeditions-Gesellschaft Wiesbaden

G. m. b. H.

Bureau: Adolfstr. 1.

Telefon 872.



Feldpost-Sendungen

für unsere Soldaten:

Socken Hemden Unterjacken
Unterhosen Unterwesten
Leibbinden Kniewärmer
Pulswärmer Kopfschützer

L. Schwenck
Mühlgasse 11-13.

Feldpost

Sämtliche Spirituosen, wie:

Kognak, Rum, Urrak usw.

empfehlen wir als Feldpost, wie auch zum Beipacken.

Wilhelm Westenberger, G. m. b. H., Wiesbaden

Braunwein, Rikre, Weinhandlung

Telefon 4285.

Schulberg 8.

Telefon 4285.

Brustleidende hemmt die Euch drohende Gefahr!

Brustleidende, wißt Ihr, daß ein leichtes Keuchen durch Vernachlässigung zu ernstlichen Folgen Veranlassung geben kann? Lernt einsehen, daß es ein kräftiges, bewährtes Mittel gibt zur Entfernung des auf der Brust feststehenden zähen Schleimes, ein Mittel, das den Husten lindert, hemmen und damit schweren Folgen vorbeugen wird. Das Mittel, das Sie nicht erst morgen, sondern noch heute — sofort kaufen müssen und ohne Verzögerung anwenden sollen, ist

Akker's Abteisirup

Tausendfach hat sich Akker's Abteisirup als ein bewährtes Mittel bei Brustleiden, Bronchial-Katarrh, Asthma, Keuchhusten, Halsentzündung, Luftröhrenkatarrh und allen übrigen derartigen Leiden erwiesen und ersten Folgen vorbeugt. Man fordere als Zeichen der Echtheit den roten Streifen mit Unterschrift des General-Agenten L. I. Akker.

Preis per Flasche von 230 Gramm M. 2.—
550 „ 4.—
1000 „ 6.50

Also je größer die Flasche, desto vorteilhafter der Einkauf. Engros-Vertrieb Handels-Gesellschaft „Noris“ Zahn & Co., Cöln. Zu haben in den Apotheken: Löwenapotheke, Langgasse 37, Oranienapotheke, Taunusstr. 57, Schützenhofapotheke, Langgasse 11, Theresienapotheke, Lärchenstr. 24, Victoriaapotheke, Rheinstr. 41, Elebrich, Hofapotheke, Mainzerstr. 30 und in allen übrigen Apotheken.



Bestandteile: 30 g. Akker's, 30 g. Zucker, 30 g. Honig, 30 g. Wasser, 30 g. Zitronensaft, 30 g. Pfefferminzöl, 30 g. Eucalyptusöl, 30 g. Rosmarinöl, 30 g. Thymianöl, 30 g. Lavendelöl, 30 g. Bergamottöl, 30 g. Neroliöl, 30 g. Stangeöl, 30 g. Sandelholzöl, 30 g. Sassafrasöl, 30 g. Vanilleöl, 30 g. Zedernöl, 30 g. Kieferöl, 30 g. Eichenöl, 30 g. Birkenöl, 30 g. Ahornöl, 30 g. Nussöl, 30 g. Mandelöl, 3